
Thomas Schulte-Umberg

Papst – Ortskirchen – KatholikInnen

Eine kirchenhistorische Erinnerung an die Zeit nach 1800

- ◆ Die mediale Fokussierung auf Papst Franziskus erinnert auch an die Fokussierung auf die Päpste in den letzten zweihundert Jahren allgemein. Trotzdem stellt sich seit 1800 das Verhältnis zwischen Papst, Ortskirchen und KatholikInnen vielfältig dar. Die entsprechenden „theologisch-wissenschaftlichen Sprachangebote“ (Tübinger Schule, Neuscholastik und Ultramontanismus, Zweites Vatikanum u. a.) zeigen, dass die Kirche eine wandelbare Gemeinschaft ist, für ihre Zukunft unterschiedliche Modelle zur Gestaltung dieses Verhältnisses offenstehen und die Rolle der Ortskirchen sowie der Katholikinnen und Katholiken nicht unterschätzt werden darf. (Redaktion)

Papst Franziskus – es ist schon oft gesagt worden, und es war so beabsichtigt, dass die Kombination dieser beiden Worte ein Programm, ja eine Verheißung beinhaltet. Programme wie Verheißen sind ein dankbares Thema für KirchenhistorikerInnen, freilich eher dann, wenn ihre Ausführung zu einem gewissen Ende gekommen ist oder sich gar beurteilen lässt, ob die Verheißeung denn erfüllt wurde. Wie peinlich es werden kann, wenn aus historischer Perspektive offensichtlich noch laufende Prozesse einer vorgeblich objektiven Betrachtung in prognostischer Absicht unterzogen werden, lehrt zur Zeit der Blick auf zeitgenössische Äußerungen von Theologen, auch Kirchenhistorikern – es waren nur Männer – anlässlich des Ersten Welt-

kriegs. Selbst der zögerliche Versuch rückwärtsgewandter Prophetie hat der Versuchung, das Gewünschte für das doch wohl Eintretende zu halten, eingedenkt zu sein.

Eine kirchenhistorische Einordnung von Papst Franziskus ist verschiedentlich versucht worden, zuvorderst mit Blick auf den Namenspatron des Papstes sowie zur Geschichte des Papsttums.¹ Weiters hat der bisherige Lebensverlauf des Papstes seine BearbeiterInnen gefunden. Diese Zugangsweisen haben schon deshalb ihren Wert für die interessierte Öffentlichkeit, weil das Amt auch in diesem Fall von der Person geprägt wird. Zugleich zeigen sie an, wie sehr die Vorgegebenheiten des Amtes den Handlungsspielraum von Päpsten prägen können, im Fall von Papst Fran-

¹ Aus der Unmenge an Franziskus-Literatur, die bisher erschienen ist, seien hier nur *pars pro toto* herausgegriffen: Josef Gelmi, Papst Franziskus – eine Revolution von oben. Ein Gegenbild zur Vergangenheit (topos taschenbücher 882), Kevelaer 2014; Paul Vallely, Pope Francis Untying the Knots, London u. a. 2013; Hans Walderfels, Sein Name ist Franziskus. Der Papst der Armen, Paderborn 2014, sowie – eigentlich eine Biografie des Heiligen aus Assisi – Helmut Feld, Franziskus von Assisi. Der Namenspatron des Papstes (Wissen verbindet), 3., aktual. u. erw. Neuauflg., Darmstadt 2014.

ziskus etwa die Kurie in ihren manchmal dunkel erscheinenden Verästelungen, die Erwartungshaltungen der außer- und innerkirchlichen Öffentlichkeit oder global die Vielzahl von Ortskirchen, deren gegenwärtiger Zustand ungleich schwerer als vor 100 Jahren auf gemeinsame Nenner zu bringen ist. Diese vom Zweiten Vatikanischen Konzil sanktionierte Vielfalt ist eine Gegebenheit, mit der jeder heutige Papst ebenso wie die Ortskirchen rechnen und umgehen müssen. Die Frage ist nur, wie sie es tun und wahrnehmen. Die folgenden, notwendig skizzenhaften und bewusst zuspitzenden Beobachtungen zu theologisch-wissenschaftlichen Sprachangeboten über Kirche und Pastoral sowie deren Sitz im Leben mit Fokus auf den deutschsprachigen Raum nach 1800 lassen verschiedene Möglichkeiten erkennen.²

1 Krise und Neugestaltung

Um 1800, die ‚Sattelzeit‘ der Moderne³, war das Papsttum an einem Tiefpunkt seiner Geschichte angelangt. Der Papst war ein Gefangener, der Kirchenstaat war zerstört, die regionalen Einflussmöglichkeiten der Kurie auf ein Nichts reduziert – die Institution schien kurz vor ihrem Ende. Politische Voraussetzung dafür, dass es nicht so kam, waren die Niederlage des na-

poleonischen Frankreich und die Indienstnahme von Religion für eine konservative Restauration Europas seit 1815. Zukunftweisend für das Papsttum und die Ortskirchen waren weiter die Modifizierung und teils gewaltsame Zerschlagung regionaler kirchlicher Strukturen sowie die Indienstnahme des Klerus als verlängerter Arm des Staates. Notwendige Neuregelungen des Staat-Kirche-Verhältnisses erfolgten sukzessive durch Verträge zwischen einzelnen Staaten und Rom, die Papst und Kurie einen vorher so nicht gekannten Einfluss auf die Ortskirchen gaben. Eine intellektuelle, letztendlich auch dem Papsttum zugutekommende Aufwertung erfuhr Religion durch geistige Strömungen, die gegen Aufklärung und Revolution gerichtet waren. In der Romantik, so diffus sie war, wurde noch einmal die Einheit Europas im Christentum beschworen.

Ein maßgebliches theologisch-wissenschaftliches Sprachangebot im deutschsprachigen Raum bot in dieser Zeit eine Denkschule, die sich mit dem Namen Johann Adam Möhler und der Tübinger Schule verbindet.⁴ Sowohl in ihrer genuinen als auch in leicht vulgarisierter Form, wie sie an etlichen katholisch-theologischen Fakultäten in der Apologetik, d. i. der Lehre von der Kirche, dargeboten wurde, bot sie die Möglichkeit, die Krise als Chance wahrzunehmen und zu nutzen.

² Die nachstehenden Überlegungen beruhen auf dem im Entstehen begriffenen Versuch eines ausführlicheren Überblicks des Kirchenbildes vor allem in der deutschsprachigen Theologie zwischen 1800 und den 1970er-Jahren sowie deren Einordnung in den historischen Kontext. Die im Folgenden vorgenommene Paraphrase verschiedener theologisch-wissenschaftlicher Sprachangebote wird dort ebenso ausführlich auf ihre Quellen zurückgeführt wie die Einordnung in den historischen Kontext vorgenommen.

³ Vom Historiker Reinhart Koselleck geprägter, mittlerweile klassischer Begriff zur Bezeichnung der Epochenschwelle zwischen Früher Neuzeit und Moderne. Vgl. u. a. *Reinhart Koselleck*, Über die Theoriebedürftigkeit der Geschichtswissenschaft, in: Werner Conze (Hg.), Theorie der Geschichtswissenschaft und Praxis des Geschichtsunterrichts, Stuttgart 1972, 10–28, hier: 14f.

⁴ Zur Tübinger Schule vgl. die Werkauszüge bei Leo Scheffczyk (Hg.), Theologie im Aufbruch und Widerstreit. Die deutsche katholische Theologie im 19. Jahrhundert, Bremen 1965, 1–110.

,Umgestaltung, Verjüngung und Wiedergeburt‘ waren Leitworte der Tübinger Schule – sie verweisen deutlich auf Modi der Verarbeitung historischer Erfahrungen und auf Zukunftsperspektiven, die auf Grundlage dieses Sprachangebots möglich sind. Aufklärung, Revolution und das Ende der Alten Reichskirche sind als Katharsis interpretierbar, denn Geschichtlichkeit, Wandel und neue Formen sind konstitutiv für die Kirche. Weiterhin sind ebenso aktive Bewältigung und kollektive Vollzüge Kennzeichen des wahren katholischen Glaubens, wie eine durch ihr inneres Prinzip verbürgte, nicht fehlgehende Übereinstimmung mit dem Ursprung. In welche Richtung eine Neugestaltung allerdings gehen sollte, war zum Zeitpunkt der Verbreitung dieses Sprachangebots von theologischen Lehrkanzeln und in der Predigt eher offen. So gab es auf eine zu diesem Zeitpunkt zentrale Frage des Staat-Kirche-Verhältnisses – wie sehr der Staat kirchlich-religiöse Praxis und kirchliche Strukturen normieren und für sich in Anspruch nehmen könne – unterschiedliche Antworten, die oft auf ein gegenseitiges Übereinkommen hinausliefen, eben diesen staatlichen Anspruch im Grund zu tolerieren.

Mit Blick auf das Papsttum ist hervorzuheben, dass die Kirche im Horizont dieses Sprachangebots als hierarchisch verfasst gedacht war, und die Hierarchie Neugestaltungen leitet und deren Wert beurteilt. Entwicklungen vollziehen sich aber in Form einer wie auch immer zu handhabenden Teilhabe aller. Weiter vermag die Hierarchie weder den Wandel zu verhindern noch das Wann zu bestimmen. Denn der der Kirche innenwohnende Geist strebe ebenso sehr, wie er ein Bestimmtes und Festes zu

erlangen trachtet, nach steter Verjüngung und Wiedergeburt. Ist der Zeitpunkt einer solchen Verjüngung gekommen, so vermag nichts dieselbe zu hemmen und aufzuhalten. Wenige Jahrzehnte später wurde dies sehr viel anders gesehen.

2 „Ubi Petrus, ibi Ecclesia“



Das Foto aus dem Jahr 1870⁵ ist verschwommen, aber was dort zu erkennen ist, kommt heute bekannt vor: Eine Menschenmasse auf dem Petersplatz, die vielleicht einer päpstlichen Ansprache zuhört, bestimmt in irgendeiner Weise in Beziehung zum Papst steht. Es sind Soldaten Pius' IX., die er in den Kampf gegen die auf Rom anrückenden Truppen des Königreichs Italien schickt. Das Bild steht für einen fundamentalen Wandel, den Abschied vom Kirchenstaat, der Grundbedingung für den Aufstieg des Papsttums als neutraler moralischer Autorität besonders in Friedensfragen war, und allgemein für die mögliche Anziehungskraft und Einwirkung des Papstes auf die Massen. Es mag darüber hinaus für einen zeitgenössisch mit bellizistischer Entscheidigkeit geführten Kampf gegen die Moderne stehen. Dieser war ein Kennzeichen des dominierenden theologisch-wissenschaftlichen Sprachangebots jener Zeit.

⁵ <http://nobility.org/2011/09/08/the-king-of-italy-sends-an-ultimatum-to-blessed-pope-pius-ix/> [Abruf: 29.6.2014].

Das neuscholastische Sprachangebot sieht den Zweck der Kirche darin, mit übernatürlichen Mitteln einem übernatürlichen Ziel zu dienen, d.h. den Gläubigen zum ewigen Leben zu verhelfen. Das unterscheidet sie insbesondere von dem natürlichen Zielen dienenden Staat. Deswegen ist die Kirche auch ganz unabhängig vom Staat, ganz frei und autonom in ihrer Sphäre, wie der Staat ganz frei und autonom in seiner Sphäre ist. Die Kirche ist ein Ganzes für sich, eine vollkommene Gesellschaft („societas perfecta“). Daher kann sie vom Staat zumindest Freiheit in der Ausübung ihrer Funktionen verlangen. Allerdings besteht kein unüberbrückbarer Gegensatz zum Staat, denn die Kirche schützt und befestigt den Staat in seiner Autorität, indem sie den Gehorsam gegen ihn mit göttlicher Autorität sanktioniert. Weiterhin ist der Kirche von Christus Unvergänglichkeit verheißen worden. Das gilt als Versicherung ihres Bestehens bis zum Ende der Welt und bedeutet zugleich die Unveränderlichkeit der Institution, sie bleibt, ohne sich in ihrer Lehre, ihrem Kultus, ihrer Verfassung wesentlich zu verändern, gerade so, wie sie aus ihres Stifters Hand hervorging. Denn die Kirche ändert sich nach dem Willen ihres Gründers nicht, sie ist dem Wandel entzogen, und nur so kann sie ihren Zweck erfüllen. „Es ist das Bild einer Kirche, die den Eindruck erweckt, dass sie [...] eigentlich keine innere Geschichte mehr hat, sondern nur noch äußere Schicksale.“⁶

Als Mittel der Unvergänglichkeit hat Christus Primat und Unfehlbarkeit des Petrus und seiner Nachfolger eingesetzt.

Primat meint die oberste Regierungsgewalt über alle Bereiche kirchlichen Lebens: Gesetzgebung, Strafgewalt, Beaufsichtigung der rechten Lehre und der Verwaltung der Gnadenmittel. Allein dem Papst kommt diese Gewalt zu, ihm sind Bischöfe und Priester, schlechthin alle als Untergebene unterworfen. Nur so ist Ordnung, Einheit und Bestand der Kommunität zu wahren. Noch wichtiger ist die päpstliche Unfehlbarkeit in Glaubensfragen. Petrus und seine Nachfolger sind nach den evangelischen Verheißungsworten (Mt 16,18 ff.) das Fundament, das niemals wanken wird. Und folglich muss der Papst als Papst selbst unerschütterlich fest, d.h. unfehlbar im wahren Glauben sein. Sein Glaube ist die Norm des Glaubens der anderen. Daher kann man die Kirche auch so beschreiben: „Ubi Petrus, ibi Ecclesia“.

Zunächst im theologiegeschichtlichen Rahmen entsprach dieses Sprachangebot methodisch und inhaltlich schlicht dem, was die zeitgenössische Apologetik und Dogmatik über die Kirche zu sagen hatten. Seit der Mitte des 19. Jahrhunderts waren sie beherrscht von der Neuscholastik, welche die vorgeblich zeitlose scholastische Theologie und Philosophie des Mittelalters als ewig gültige Antwort auf alle Probleme ansah. In der gesamten Theologie ist die Übereinstimmung in diesen Dingen so groß, dass für den Theologiehistoriker in dieser Zeit „die Geschichte der Ekklesiologie [...] praktisch uninteressant“⁷ ist. Im Horizont einer sozial- und mentalitätsgeschichtlich orientierten Geschichte des Christentums sind Durchsetzung und unhinterfragbare Geltung dieses Sprach-

⁶ Klaus Schatz, Kirchengeschichte der Neuzeit II, Düsseldorf³2008, 96.

⁷ Jean Frisque, Die Ekklesiologie im 20. Jahrhundert, in: Herbert Vorgrimler / Robert Vander Gucht (Hg.), Bilanz der Theologie im 20. Jahrhundert. Perspektiven, Strömungen und Motive in der christlichen und nichtchristlichen Welt. Bd. 3, Freiburg i. Br. u. a.²1970, 192–243, 195.

angebots wichtig als eine tragende Säule der Formierung von Sozialformen kirchlich-religiösen Lebens in Abgrenzung von und Auseinandersetzung mit der Moderne.⁸ Gegen den Protestantismus und andere -ismen (Liberalismus, Marxismus, Darwinismus ...), gegen innerkirchliche AbweichlerInnen, und gegen die Welt und deren Versuchungen kämpft die Kirche, nur Gottes Ehre und dem Heil der Seelen dienend, heilig und heiligend sind ihre Gnadenmittel, Lehren und Gebräuche. Wer ihr folgt, der ist auf dem besten Weg zum ewigen Leben. Unbedingt erforderlich war deshalb der Schulterschluss der KatholikInnen mit der Hierarchie. Alleiniges Haupt und alleiniger Hüter dieser Kirche war der Papst; er muss für Unwandelbarkeit und Unveränderlichkeit sorgen.

Schon zeitgenössisch wurde allerdings zunehmend seit der Mitte des 19. Jahrhunderts darauf verwiesen, dass diese Prinzipien im Widerspruch zu Neuerungen gerade mit Blick auf den aktuellen Papst standen. Mochte das vorhandene und medial in aller Welt verbreitete Charisma Pius IX. noch als Grundlage für einen weiteren Kult um einen großen Mann durchgehen, so führte die Fokussierung auf Amt und Person zu solchen Zusätzungen wie der von ihm tatsächlich getanen Aussage „La tradizione sono io“⁹. Jenseits solcher Aussagen war seine Macht und die seiner Nachfolger tatsächlich gesteigert durch das Unfehlbarkeitsdogma von 1871 und das 1917 veröffentlichte Gesetzbuch der Kirche, den

Codex Iuris Canonici. Rückblickend wurde vom so noch nicht dagewesenen Versuch eines Hineinregierens in den letzten Winkel der Kirche und bewusst polemisch von „ultramontaner Papstdiktatur“¹⁰ gesprochen, die sich eines gesteigerten Papstkultes bediente. Zweifellos kam den Päpsten mit den Weichenstellungen der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine Rolle zu, die sie zuvor so nicht besessen hatten.

Bei näherer Betrachtung regionaler und sozialer Entwicklungen im deutschsprachigen Raum wird jedoch deutlich, dass diese Rolle mindestens ebenso dort ihren Ursprung hatte wie in kurialer Leitung oder theologischen Festlegungen. Die kirchlich Handelnden im Umfeld des ‚Kölner Ereignisses‘ (1837), beim Ausbau diözesaner Verwaltungsapparate oder bei der Umgestaltung der Priesterausbildung im ultramontanen Sinne beriefen sich zwar stets auf den Willen des Papstes oder kirchliche Lehrentscheidungen, häufig war aber dieser Wille ein angenommener, und im Extremfall konnte es auch schon einmal heißen, ob die beabsichtigten Dinge tatsächlich so lehramtlich sanktioniert seien, das sei egal, wichtig sei nur, dass es ein Ergebnis im ultramontanen Sinn geben würde. Überspitzt gesagt, war es die Treue zum Papst als Mittel für die Durchsetzung zunächst regionaler Absichten, die den Ultramontanismus als umfassendere, papstzentrierte Deutungskultur und -praxis eigentlich erst kreierte.¹¹

⁸ Dazu immer noch lesenswert: *Karl Gabriel*, Christentum zwischen Tradition und Postmoderne (*Quaestiones Disputatae* 141), Freiburg i. Br.–Basel–Wien 1992, 80–103.

⁹ *Klaus Schatz*, Allgemeine Konzilien – Brennpunkte der Kirchengeschichte, Paderborn u. a. 2008, 256.

¹⁰ *Hans-Ulrich Wehler*, Deutsche Gesellschaftsgeschichte. Dritter Band: Von der ‚Deutschen Doppelrevolution‘ bis zum Beginn des Ersten Weltkriegs 1849–1914, München 1995, 384.

¹¹ Vgl. dazu exemplarisch *Thomas Schulte-Umberg*, Berlin – Rom – Verdun. Überlegungen zum Verhältnis von Ultramontanismus und Nation, in: *Michael Geyer/Hartmut Lehmann* (Hg.),

3 Modernisierungskonflikte

Ebenso ambivalent fällt das Bild aus, wenn ein Glaubenssatz der Katholizismusforschung der letzten zwei Jahrzehnte in den Blick auf das Verhältnis von Papst, Ortskirchen und KatholikInnen einbezogen wird. Gerade im deutschsprachigen Raum basierte danach der Katholizismus im Zeitalter des Ultramontanismus auf Massenpartizipation etwa durch die Aktivität in Parteien oder in Vereinen, die ihn durchaus weltzugewandt, Entwicklungsfähig, ja modern erscheinen ließen. Zwar sollte vorrangig die traditionelle Weise zu glauben und zu leben bewahrt werden. In erster Linie sollte die Katechismusfrage „Wozu sind wir auf Erden?“ ihre Antwort in der traditionellen Ausrichtung des Handelns der KatholikInnen an den Geboten, der Predigt und besonders den Sakramenten finden. Doch hatte die gesellschaftliche Entwicklung Probleme mit sich gebracht, für deren Bearbeitung das neuscholastische Sprachangebot und die traditionelle Pastoral unzureichend waren. Auf der Ebene der Pastoral übernahm man moderne Strukturen und Mittel. Christkatholische Parteien, katholische Presse, Vereine und Verbände stellten ein Stück Moderne als tragende Säulen des Katholizismus dar, die im alltäglichen Handeln bekundete Treue zur Kirche und das Leben mit der Moderne schienen vereinbar.

Auf der theologischen Ebene allerdings konnte für einen kirchentreuen, und das hieß in dieser Zeit dem neuscholastischen Sprachangebot verpflichteten Theologen ein eminentes Problem entstehen. Denn er war durch ein Denken geprägt,

das sich in ahistorischer Abgrenzung zur Welt als zeitlose Lehre verstand. Überspitzt: Katholisch und modern zu sein, das schien sich dogmatisch auszuschließen. Die Lösung für diesen scheinbaren Widerspruch – Ablehnung der Moderne und Übernahme von modernen Mitteln – war relativ simpel. In Werken von Theologen, die sich mit Entwicklungen der modernen Gesellschaft affirmativ auseinandersetzen, findet sich das skizzierte neuscholastische Sprachangebot ausführlich wieder. Darüber hinaus finden sich Passagen, die das Ganze in eine andere Richtung bewegen. Sie rekurrieren auf das von der Tübinger Schule abgeleitete Bild der Kirche als eines gesunden Organismus. Wie dieser besitze die katholische Kirche eine Verbindung beharrender Festigkeit und lebendigen Wachstums. Wenn sie, wie sie selbst, aber auch wie ihre Gegner bezeugen, vom Gesamteindruck her etwas Ewiges im zeitlichen Verlauf sei, dann gerade wegen des Zusammenwirkens von Unwandelbarkeit und Entwicklung. Im Vergleich zu den anderen Religionen und christlichen Konfessionen sei die Kirche so in sich einig und vielfältig zugleich.

Innerkirchlich waren bei weitem nicht alle mit dieser Vielfalt einverstanden. Das konnte dazu führen, dass die Wächter der ‚reinen‘ Lehre, seien es Bischöfe, Kleriker oder KatholikInnen, vor bedenklichen Abweichungen, einer zu großen Annäherung an die Moderne warnten und eine Beseitigung der Missstände forderten, wogegen sich die Verteidiger der ‚modernen‘ Elemente wandten. Letztlich und endlich landeten etliche der so entstehenden Konflikte in den Jahrzehnten vor dem Ersten

Weltkrieg – und bis heute – zur Entscheidung beim Papst, der damit ein zwar durchaus traditionelles Schiedsrichteramt wahrnehmen sollte, dies freilich nun in einem Gesamtzusammenhang, der ihm eine deutlich herausgehobene Position verlieh. Enttäuschungen der verschiedenen Seiten blieben nicht aus, sei es, was nicht selten der Fall war, weil keine Entscheidung erfolgte, sei es, weil durch die Entscheidung eine Seite ungerecht behandelt schien. Entfremdungserscheinungen und – im extremsten Fall, allerdings in den USA – eine Kirchenspaltung waren die Folge. Der Machtazuwachs für das Papsttum durch die vermehrte Inanspruchnahme als Schiedsrichter für Konflikte auf der Ebene der Ortskirchen konnte – und kann – also durchaus für den Nimbus des Papsttums gegenteilige Effekte haben.

4 Ganzheit und Ausdifferenzierung

Nach dem Ersten Weltkrieg waren sowohl die skizzierte Verknüpfung von Tradition und Moderne wie ein strukturell ausdifferenzierter Katholizismus keine Lösung mehr. Bisheriges wurde als kalt, mechanistisch, zu äußerlich, am Wesenskern von Kirche und Religion vorbeigehend empfunden. Wenn Romano Guardini in den 1920er-Jahren vom „Erwachen der Kirche in den Seelen“ sprach, gab er damit einem Verlangen nach heiler Ganzheit Ausdruck, dem das neuscholastische Sprachangebot und der organisierte Katholizismus nicht entsprachen. Heikel schien es für Guardini Status zu sein, wenn er so indirekt formulierte, alle seien in gleicher Weise der Kirche zugehörig, Kirche seien eben nicht

nur Papst, Bischöfe und Kleriker, sondern auch die Laien. Doch päpstlicherseits wurde eine Aufwertung der religiösen Dignität der Laien durchaus positiv gesehen. Mit der Aussage über die „Teilnahme der Laien am hierarchischen Apostolat der Kirche“¹² ging Pius XI. in den 1920er-Jahren nicht so weit wie Guardini, aber es handelte sich um ein Hereinholen der Laien in die Kirche. Als Glieder der nach den Naturständen gegliederten Katholischen Aktion sollten sie in den Pfarren unter Führung des Klerus in die Welt im kirchlich-katholischen Sinn hineinwirken.

Erhellend ist für das Verhältnis von Papst und Ortskirchen, wie mit der Anregung, die Katholische Aktion sei Grundlage für das Hineinwirken in die Welt, umgegangen wurde. Im deutschsprachigen Raum folgten etliche Vereine und Verbände einem Argumentationsmuster, das es ihnen erlaubte, ihre Institutionen als Verkörperungen der Prinzipien der Katholischen Aktion zu deklarieren. Mit anderen Worten: Große Änderungen waren nicht notwendig. Einen ähnlich kreativen Umgang bewiesen einige einflussreiche amerikanische Bischöfe im Mittleren Westen der USA, die analog zu Bestrebungen eher säkular denkender Intellektueller eine tiefere Fundierung des ‚American Spirit‘ für notwendig erachteten. Auf kirchlich-katholischer Seite wurde als Mittel eine als Spiritualisierung bezeichnete Vertiefung des Glaubenslebens angesehen, zu erreichen etwa durch Exerzitien für die LaienkatholikInnen, die Förderung der Dritten Orden oder die Liturgische Bewegung. Alle diese Absichten und Dinge, so wurde erklärt, seien vor allem eine Erfüllung eines päpstlichen Wunsches, dem nach einer Katholischen Aktion.

¹² Zitiert nach Klaus Schatz, Kirchengeschichte der Neuzeit II (s. Anm. 6), 166.

Im deutschsprachigen Raum verlieh das Sprachangebot, die Kirche als mystischen Leib Christi zu verstehen, dieser in Form der Katholischen Aktion gewünschten Sozialgestalt von Kirche eine theologische Basis. Wichtig ist hier, dass damit eine positive Verhältnisbestimmung von Geschichtlichkeit und Kirche zentral wurde. Ein lebendiger Leib verändert sich. Durch die Teilhabe aller Glieder an diesem Leib erhalten diese eine religiöse Dignität, die sie in der aktiven Ausübung ihres Glaubens stärken und sie zugleich darauf verpflichten soll. Kirche als Leib Christi und Katholische Aktion schienen insoweit wieder zu einem Kern zurückzuführen, von dem das Handeln der KatholikInnen in der Welt ausgehen konnte. Sie hatte insoweit auch ihren ‚passenden‘ Sitz im Leben, als durch den nationalsozialistischen Kirchenkampf zunächst in Deutschland und dann in Österreich bisherige Säulen des organisierten Katholizismus wie Parteien, Presse, Vereine und Verbände aller Art zerschlagen wurden. Die Konzentration auf die Katholische Aktion und ihren Ort, die Pfarre, stellte insoweit eine Kraftquelle unter den Bedingungen des NS-Regimes dar.

Die Jahre nach 1945 boten aus Sicht mancher Bischöfe eine Gelegenheit, die Katholische Aktion als Grundstruktur kirchlich-religiösen Handelns in der Welt durchzusetzen. Dies geschah zum einen durch eine Verhinderung der Reinstitutionalisierung vor 1945 zerschlagener Vereine und Verbände, zum anderen durch den systematischen Ausbau der Pastoral in enger Anlehnung an die Diözesen. Mit dem Ziel, möglichst viele KatholikInnen zu aktivieren, anzuleiten und zu erfassen, ging eine analog zur Lebenswelt immer

differenziertere Pastoral einher. Wer sich etwa vergleichend die Strukturen eines diözesanen Seelsorgeamts einer Diözese in den frühen 1950er-Jahren und dann in den 1960er-/1970er-Jahren anschaut, wird unschwer diesen Prozess erkennen können. Die noch in den 1950er-Jahren mit ihren Sprachangeboten dominierende traditionale Pastoral wurde durch diese Ausdifferenzierung in den Hintergrund gedrängt, da als theologisch-wissenschaftliches Sprachangebot zunehmend sozialwissenschaftliche Methoden und Semantiken übernommen wurden.¹³ Von den importierten Neuansätzen als bleibend und in einem gewissen Sinne als erfolgreich wirksam erwies sich die Entwicklung einer den ‚ganzen Menschen‘ in seiner modernen Lebenssituation ansprechenden Seelsorge. Damit wurde sowohl einem Bedürfnis des Menschen in der differenzierten und individualisierten Gesellschaft entsprochen als auch dem kirchlich-religiösen Ganzheitsanspruch Rechnung getragen.

5 Diskussionen, Turbulenzen – und ihr Ende?

Die Ankündigung des Zweiten Vatikanischen Konzils und einer Erneuerung der Kirche durch Johannes XXIII. trafen Öffentlichkeit und Theologie bekanntlich weitestgehend unvorbereitet. Katholisch schien zu diesem Zeitpunkt für viele inner- und außerkirchliche Beobachter immer noch zu heißen, dass sich nichts verändere. Der retrospektive Eindruck, es habe einen unmittelbaren Reformstau gegeben, wurde zwar von Zeitgenossen geteilt. Ob sich das Konzil dessen annehmen würde oder ob es

¹³ Vgl. Benjamin Ziemann, Katholische Kirche und Sozialwissenschaften 1945–1975, Göttingen 2007.

nicht zu einer Ausformulierung von lehramtlichen Texten auf Basis der angeblich zeitlos gültigen neuscholastischen Theologie kommen würde, war bis zum Konzilsbeginn offen. Gegen die insbesondere in der Kurie vertretene Absicht einer Fortschreibung bisheriger Verhältnisse schrieb eine Vielzahl unter anderen deutschsprachiger Theologen entschieden an. Der dringliche Bezug auf aktuelle Begebenheiten hatte zur Folge, dass es kaum Raum gab für umfassende theologische Neuentwürfe. Stattdessen galt es, die Konzilsvorbereitungen und dann den Konzilsverlauf selbst zu kommentieren und zu beeinflussen. Die unter diesem Zeichen entstandenen Texte sind häufig Momentaufnahmen aus fortlaufenden Diskussionen.

Sieht man von deren Inhalt ab, spiegeln sie jedoch gerade dadurch den Verlauf des Konzils wider. Denn das Konzil selbst war in seinem Verlauf ein ‚öffentliches‘ und diskutierendes Konzil. In vielen Printmedien und in Rundfunk und Fernsehen wurde ausführlich über Diskussionen, Konflikte und Hintergrundereignisse berichtet. Eine offene Kommunikation der Ereignisse fand nicht nur durch ein eigens eingerichtetes Presseamt, sondern auch durch viele Bischöfe und Theologen statt. In Vorträgen wurde über persönliche Eindrücke und Erlebnisse berichtet. Zahlreiche Bischöfe schrieben in Diözesanblättern und Kirchenzeitungen Berichte über das Konzil, ihre Berichte vermittelten einen lebhaften Eindruck von den Debatten. So wurde in die Diözesen das Bild einer Kirche hineingebracht, die ihre Lehre und Praxis diskursiv gestaltet und vermittelt. So stand über

einem Artikel eines deutschen Bischofs in der diözesanen Kirchenzeitung: „Es gibt keine Tabus mehr“. Dieser Eindruck ließ sich nicht mehr zurücknehmen.

Dagegen steht eine 1968 erschienene Enzyklika.¹⁴ „Humanae Vitae“¹⁵ – mit dieser Wortkombination verbinden auch die meisten Nichttheologen etwas. Wenn es ein übergreifendes gesellschaftliches Bewusstsein geben sollte, dann steht das päpstliche Schreiben dafür, wie fern vom heutigen Leben der Menschen und ihren Problemen das kirchliche Lehramt sei. Und vielleicht war genau das die Absicht des päpstlichen Verfassers, Paul VI. – nicht wie die Menschen aktuell leben, sondern was die christliche Wahrheit sei, müsse Maß aller Dinge sein. Es geht um alles – das zeigen die Anfangsworte des Rundschreibens, nach denen es wie andere päpstliche Enzykliken bezeichnet wird. Das Hauptthema der Enzyklika ist zwar in der öffentlichen Wahrnehmung die Empfängnisverhütung, im weiteren Sinne geht es jedoch um den Vorrang des Allgemeinen vor dem Einzelnen, die Einzelnen sollen in ihrer Disposition in völlig entzogenen Ordnungszusammenhängen gehalten und so vor Selbstzerstörung bewahrt werden. Seit dem 19. Jahrhundert wurden in genau dieser Absicht Ehe und Familie zum Fixpunkt zahlreicher pastoraler Bemühungen. Denn bei aller Dichte des seelsorglichen Netzes, des Vereinswesens, des Lebens im Rhythmus der Glocken konnte die Weitergabe des Glaubens nur in einer in bestimmtem Sinn katholisch geprägten Familie gelingen. Aus Sicht des Lehramts war dieser Zusammenhang gottgegeben, unabänderlich

¹⁴ Zu dieser Sicht von „Humanae Vitae“ siehe Norbert Lüdecke, *Humanae Vitae*, in: Christoph Marksches / Hubert Wolf (Hg.), *Erinnerungsorte des Christentums*, München 2010, 534–546.

¹⁵ Deutsche Übersetzung des Texts: http://www.vatican.va/holy_father/paul_vi/encyclicals/documents/hf_p-vi_enc_25071968_humanae-vitae_ge.html [Abruf: 25.11.2014].

und der Schauplatz schlechthin in einem Kampf um die Wahrheit.

Dieser Logik nach kann es in dieser Frage keine Kompromisse geben. Und zwar unabhängig davon, wie die Praxis der Mehrzahl der KatholikInnen aussieht, unabhängig davon, ob auch unter ansonsten Treuen in dieser Frage eine Grundhaltung praktiziert wird, für die sich in den USA die pejorative Bezeichnung ‚Cafeteria-Christentum‘ gefunden hat. Tatsächlich leben auch unter den zahlreichen konservativen KatholikInnen in den USA nachweislich viele nicht nach den Geboten von „Humanae Vitae“. Im Kontext der turbulenten zweiten Hälfte der 1960er-Jahre, der dramatischen quantitativen Einbrüche etwa bei den Kommunionziffern oder den Priesternachwuchszahlen schien die Enzyklika jedenfalls eine weitere Zuspitzung herbeizuführen. Dennoch ist seit den 1970er-Jahren eine gewisse Stabilisierung eingetreten. Paul VI. und seine Nachfolger haben keinesfalls einen durchgängig konfrontativen Kurs gefahren. Zugleich ist aber der Kurs der deutschen, österreichischen und schweizerischen Bischöfe, die in vielbeachteten Erklärungen 1968 die Freiheit der Gewissensentscheidung als vereinbar mit der Lehre zu bezeichnen schienen, toleriert worden. Diese haben gerade durch die Vermeidung einer weiteren Eskalation eine irreparable Beschädigung ihrer Autorität vermieden und Zeit für Befriedung und kirchliche Einhegung gewonnen. Das klingt nach der Fortschreibung bisheriger Verhältnisse, dürfte aber eine rettende Tat gewesen sein. Es bleibt weiter zu fragen, wie z.B. in den Diskursen um die Enzyklika vielleicht Sprachangebote entstanden, die jenes eben angesprochene Auswahlchristentum und damit gänzlich andere Sozialformen von Christentum legitimierten

(unbeschadet der Frage nach deren theologischer Legitimität).

Die vorangegangenen skizzenhaften, zuspitzenden Überlegungen zu theologisch-wissenschaftlichen Sprachangeboten für Kirche und Pastoral sowie deren Sitz im Leben suggerieren möglicherweise eine Linearität, die so nicht vorhanden war und ist. Nie etwa handelte es sich um bruchlose Übergänge zwischen verschiedenen Sprachangeboten. Auf der Ebene der pastoral Handelnden ist mit der Gleichzeitigkeit verschiedener Generationen zu rechnen, die möglicherweise ein je anderes theologisch-wissenschaftliches Sprachangebot als Grundlage ihres Wirkens ansehen. Dennoch gibt es verbindende Elemente, von denen eines hier hervorgehoben werden soll. Selbst das neuscholastische Sprachangebot war zwar strikt hierarchisch ausgerichtet, doch war Laienpartizipation unabdingbar und erwünscht. Der vielbeschorene Ultramontanismus konnte nur deshalb jedenfalls im deutschsprachigen Raum so erfolgreich sein, weil er die Massenpartizipation von KatholikInnen in sein Bild integrierte. Rein praktisch kam damit den regionalen Kirchen, obwohl ihnen oder gar den Laien keine eigene Dignität als Kirche zugestanden wurde, gewollt oder ungewollt großes Gewicht zu. Zwar weist die lehramtliche und rechtliche Entwicklung seit 1870 mit dem Unfehlbarkeitsdogma, dem Codex Iuris Canonici (1917) und den zahlreichen Konkordaten zweifellos in die richtige Richtung im Sinn einer Mentalität, die in erster Linie das ‚*Ubi Petrus, ibi Ecclesia*‘ als Richtschnur hat. Mit Blick auf die Sprachangebote nach der Neuscholastik fällt aber auf, wie sehr im 20. Jahrhundert die aktive Rolle der Nichtkleriker in der Kirche inhaltlich immer stärker positiv gewertet

und den Ortskirchen ein eigener Rang zugeschrieben wurde.

Für die gegenwärtige Situation mag man daraus den Schluss ziehen, dass die medial noch gesteigerte Fokussierung auf Papst Franziskus und die auf ihm ruhenden Hoffnungen den Blick für die Realitäten eigentlich verstellen. Die (kirchen-)historischen Verläufe der letzten gut zwei Jahrhunderte haben zu einer Fokussierung auf die Päpste beigetragen. Selbstverständlich gibt es auch die Möglichkeit einschneidender, auch revolutionärer Veränderungen durch ihn – wer hätte etwa mit dem Handeln Johannes' XXIII. gerechnet? Und dennoch werden immer die Praktiken der Ortskirchen und ihrer KatholikInnen für den weiteren Weg bestimmend sein – wie sie es immer waren. Welche theologisch-

wissenschaftlichen Sprachangebote sie begleiten, prägen und anleiten könnten und sollten, ist aus kirchenhistorischer Perspektive offen. Vielleicht wäre es wichtig zu erinnern, dass Kirche eben nicht als das vollendete Reich Gottes imaginiert wird, sondern ihm als wandelbare Gemeinschaft in der Geschichte entgegen zieht. Den damit einhergehenden Konflikten zwischen Beständigkeit und Erneuerung werden KatholikInnen und Papst nicht ausweichen können, es sei denn zu ihrem Schaden.

Der Autor: Dr. Thomas Schulte-Umberg ist Wissenschaftler an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Wien. Sein Hauptarbeitsgebiet ist z. Zt. die „Katholische Militärseelsorge in Österreich-Ungarn und im Deutschen Reich im Ersten Weltkrieg“.

Katholiken und Moderne

OTTO WEISS

Kulturkatholizismus

Katholiken auf dem Weg in die deutsche Kultur (1900–1933)

Mit einem Vorwort von Hans Maier

Otto Weiß zeichnet den Weg der katholischen Intellektuellen in die deutsche Kultur von der Jahrhundertwende bis zum Beginn des Dritten Reichs nach und stellt die Protagonisten und Wortführer vor. Das faszinierende Porträt einer spannenden Epoche!

312 S., kart., ISBN 978-3-7917-2615-1
€ (D) 29,95 / € (A) 30,80
auch als eBook



Verlag Friedrich Pustet



www.verlag-pustet.de